

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 28

Artikel: Werden Sie vornehm!
Autor: Honig, Kilian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine unmoderne Tat

Von Vreni Wasmuth

Die wirklichen Heldentaten in unserer Zeit geschehen in der Stille. Kein Lautsprecher schreit sie in die Welt, ihr Widerhall erscheint nicht in grossen Lettern auf dem ersten Blatt der Sensationspresse, sondern als kleine, meist unbeachtete Notiz, etwa in der Spalte der kuriosen Dinge.

Eine Tat von grosser Schönheit ist in dem Pariser Krankenhaus St. Louis geschehen: In der Abteilung für Leprakranke wurde ein junger, noch nicht lange von der schrecklichen Krankheit Befallener in der Verzweiflung über sein Geschick, in der Not des Ausgestossenseins aus der menschlichen Gesellschaft, tobsüchtig. Er hatte genug von diesem unnütz gewordenen Leben in der Schale seines faulenden Körpers, er wollte seine Umwelt zerstören im Zorn, er griff Aerzte und Pfleger an, er tobte, dass niemand sich Rat wusste. Man rief schliesslich eine junge Krankenschwester der Anstalt, die sanfte Frau Gerke, zu Hilfe, sie möge doch ihren sonst so beruhigenden Einfluss an dem Besessenen versuchen. Aber der Anblick der jungen, lebenswerten, lebensvollen Frau steigerte nur des Unglücklichen Verzweiflung. Alle verlorenen Liebesschätze kamen ihm damit vor Augen, sein Verworfensein brannte in ihm wie höllisches Feuer, er kam vollends ausser sich und schrie — er wolle sie küssen.

Alle sahen sich bestürzt an; sie standen um den heulenden, brüllenden Kranken, den sie vergeblich zu bändigen suchten, wie vor einem Vulkanausbruch. Wie wäre ein so unsinniger Wunsch zu erfüllen gewesen!

Da schob mit einer zarten Geste die junge Frau Gerke Pfleger und Aerzte beiseite, ging auf den schreienden Aussätzigen zu, ohne Abscheu, nahm seinen Kopf in die Hände und küsste ihn.

Dieses Zeichen der Liebe erschütterte den Kranken tief. Sein Toben ging in leises Weinen über. Er wurde ruhig und friedlich. Denn er war ja wieder aufgenommen in den brüderlichen Kreis der Menschen.

Von dieser Tat hätten wir freilich nichts erfahren, wenn nicht der jungen Frau Gerke mit vier anderen Pflegerinnen um aufopfernder Krankenpflege willen der alljährlich in Pariser Hospitälern zur Verteilung gelangende Gruenbaum-Preis zuerkannt worden wäre. Und es wird, trotz der strahlenden Reinheit dieser Tat, nicht an den unvermeidlichen

hämischen Neidern fehlen, die mit solchen Argumenten diese Begebenheit zu „erklären“ — und zu beschmutzen — versuchen: Sicher habe Frau Gerke mit ihrem Kuss nur auf diesen Preis gelauert, oder wenigstens habe sie in diesem besonderen Krankheitsfall von der verminderten Ansteckungsgefahr des Aussätzigen Kenntnis gehabt. Solche Einwände zeigen nur, wie schlecht man eine spontane, liebevolle, weit von aller niedrigen Berechnung ferne Handlung mit einem Preise belohnen kann; sie entzieht sich den Massstäben, die eine Preiskommission bei ihrer Bewertung wie ein Kaufmann bei der Preisfestsetzung seiner Ware haben muss.

Die Tat klingt wie eine Legende in unsere von andern Trieben als die des Erbarmens gejagte Zeit. Eine Legende — sie hat viel Ähnlichkeit mit der vom armen Heinrich, der, vom Aussatz befallen, nur gerettet werden kann, wenn ihm eine reine Jungfrau ihr Herzblut schenkt, und der allein davon geheilt wurde, als sich ein junges Mädchen dazu bereitfand. So unwahrscheinlich diese Sage stets schien: man sieht mit Staunen, dass sie fast in unsern Tagen sich wirklich so begibt. Im Grunde muss das ja gut ausgehen: wenn soviel Mut, Einsatzbereitschaft, Liebesbereitschaft und Uneigennützigkeit ohne Zögern geleistet werden. Dieser Art waren die Handlungen und Eigenschaften der Heiligen und die wundersamen Heilungen.

In einer Zeit, wo die „Humanität“ immer mehr in Misskredit kommt, wo es als schwächlich gilt und als unfruchtbar, Kranken, Lebensunfähigen, Schwachen zu helfen, wo ein immer grösserer Teil der Menschheit es als seine Aufgabe betrachtet, um seiner eigenen Vorteile willen den ihn störenden Mitmenschen Leid anzutun — in einer solchen Zeit ist es schon viel, wenn Menschen ihr Leben dem Ziel widmen, dieses Leid zu lindern und zu vermindern. Aber, dass es einer Frau in den Sinn kommt, nur um einen Verzweiflenden zu trösten, ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, das ist so schön, dass man bedauert, nicht mehr, wie in alten Zeiten, Sängern von Heldenliedern mit dieser Ballade in alle Länder schicken zu können.

(Das ist eine von den Taten, die eine Frau, ob sie nun die politische Gleichberechtigung besitzt oder nicht, immer noch weit über alle leidzeugenden Männertaten erhebt.)

Werden Sie vornehm!

Eine zeitgemässe Aufforderung an alle, die es können. Von Kilian Honig

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, wie jeder weiss, der sein Schulquantum Religionsunterricht abgesessen hat, sondern auch von dem, was er vorstellt.

Viele Kulturmenschen sehen das viel zu spät ein, sie tragen ihrer Lebtag Schaden an ihrer Einsichtslosigkeit, und ich bin überzeugt, dass man es mir hoch anrechnen wird, wenn ich hier zeige, wie man vornehm werden kann.

Ich habe es allerdings auch erst letzthin entdeckt. Mein Schulkamerad *Joseph Böckli* (er schämte sich schon als Erstklässler seines profanen Namens!), der seinerzeit für vorteilhafter fand, vor Beendigung seiner Studien als Elektrotechniker aus dem Technikum auszutreten, um nach Spanien zu verschwinden, während wir anderen unsere Examina machten, traf mich letzthin in der Bundesstadt an. Er war eben zurückgekehrt, und wir feierten das Wiedersehen nach dreijähriger Verschollenheit bei einem kühlen Biere. Dabei überreichte er mir seine Visitenkarte mit der jetzigen Adresse; sie nahm mir den letzten Zweifel, dass es mein Freund Sepp zu etwas gebracht hatte, denn es stand darauf: *Jose Boeckly, Ingenieur*. Bisher hatte ich geglaubt,

man könne nur den Namen *Burkhard* verwandeln, indem man ekdt einfügte und ihn *Burckhardt* schrieb. Nun wurde mir durch den Böckli Sepp, der Tschosé Boeckly geworden war, ein Licht angezündet, das ich der Menschheit nicht vorenthalten darf.

Heissen Sie *Markwart*? — Das ist zu banal! Lassen Sie sich Karten drucken, worauf *Marckwardt* steht, schöner wäre noch *Marcuard*, da merkt man sofort, dass Sie des Französischen nicht unkundig sind! — Das cu lässt sogleich Ihre wohlbegründete Sesshaftigkeit und Behäbigkeit respektfordernd ahnen, ja, man sieht Sie gleich in Ihrer ganzen Breite auf den weichen Polster eines Rolls-Royce sitzen und Ihrem Chauffeur voller Majestät zurufen: „Johann! Zur Börse!“

Geradezu brutal bodenständig klingt *von Känel*. Wenn Sie von Ihrem Herrn Vater diesen Namen vererbt bekommen haben, so versuchen Sie es, das ä in ein ae umzuwandeln, und setzen Sie zum Schluss ein ll, also *von Kaenell*. Geben Sie zu: Ihr Name ist direkt adelig geworden durch die beiden winzigen Veränderungen in der Schreibweise! Man glaubt, Sie hätten einen Rittergutsbesitzer oder einen

Minister zum leibhaftigen Onkel! Wenn Sie Geld besitzen, so kaufen Sie sich die nötige Ahnengalerie, mit der Sie beweisen können, dass Karl der Grosse Ihr Stammvater war.

Schwieriger ist es, wenn Sie *von Dach* heissen. Immerhin lässt sich auch hier was machen. Nennen Sie sich *Dutoit*. Sie wissen ja, wie den Deutschsprechenden alles Fremdländische edel vorkommt, und darum nützen Sie den Vorteil aus, den eine Uebersetzung Ihres Namens bietet.

Von Moos ist entschieden zu schlicht. Schreiben Sie *von Mohs*. Das Dehnungs-h empfindet man so, als ob wenigstens ein Areal in der Grösse des Kantons Zug dahinter stecke — und das will doch etwas heissen! Das wirkt bei jedermann kreditfördernd!

Sie können auf die gleiche Art *Moser* in *Mohser* umwandeln. *Mohser* mit h gibt dem Namen den Timbre eines vergeistigten Menschen, der nicht ist wie die gewöhnlichen *Moser*, von denen so viele herumlaufen.

Hoffnungslos scheint Ihr Fall, wenn Sie beispielsweise *Moritz Fatzke* heissen! Seien Sie getrost, wenden Sie ein wenig Ihre schöpferische Phantasie an, und dann kann auch Ihnen geholfen werden. Schreiben Sie vorerst *Fatzke* mit tzck, also *Fatzke*. Sie sind noch nicht zufrieden? Nun, versuchen Sie es mit einem Ypsilon am Schlusse, und vorn stellen Sie ein V statt ein F, ändern Sie nun auch den *Moritz* um, damit man nicht sofort an Ihren Gespahren Max denken muss, schreiben Sie *Maurice*, oder noch besser *Moris*. Und nun heissen Sie *Morris Vatzky* und jedermann, der nur das Geringste von Theosophie versteht, wird annehmen müssen, Sie seien eine neue Inkarnation der *Madame Blavatzki*, Sie erscheinen dem Kenner in einer grünvioletten Aura. Diese Umwandlung vom gemeinen *Moritz Fatzke* bedeutet eine Entwicklung, deren Folgen ganz unabsehbar sind — wenn ich Sie wäre, ich ginge unter die Propheten.

Leider bin ich aber nur *Kilian Honig*. Aber auch ich überlege mir ernsthaft, wie ich meinen dummen Namen

vervollkommen könnte. Mein Freund José hat mir geraten, ich solle vorläufig *Kilian* mit einem *Ygrec* und zwei n schreiben, weil sich nämlich schon heute jeder *Hans* zu einem *Hanns* veredelt, und statt Honig wäre Miel am Platze; damit aber auch Miel etwas ganz Besonderes an sich habe, rät er mir zu einem Doppel-l, also *Kyliann Miell*. Diese Aussicht schmeichelt mir, aber noch vermisse ich darin einen mit Doppelvokalen geschriebenen Diphthong, ein ckdtz, ein cu und alle die anderen exotischen Beimischungen. Denn wenn ich schon mal meinen Namen vervornehere, so muss es nach allen Regeln der Kunst und so gründlich geschehen, dass ich nicht bereits nach einem halben Jahre Reparaturen daran vornehmen muss. Leider sehe ich voraus, dass mich mein Vorhaben noch etliche schlaflose Nächte kosten wird. Immerhin kam ich bereits ein Stück weiter. Die doppelte Verdoppelung am Ende meiner Namen kommt mir zu verdoppelt vor, sie stört mein ästhetisches Gefühl. Wie gefiele es Ihnen, wenn ich *Kilian-Kyliann* in *Kuehtyan* umwandelte? Ich für mich glaube, dadurch der Lösung des Problems etwas näher gekommen zu sein, jedoch bestehen noch Schwierigkeiten genug, bis ich mich restlos befriedigt erklären kann.

Nachdem die Frage der Namensveredelung gelöst ist, muss jeder daran denken, auch seinem Berufe den adäquaten Adel zu verleihen. Ich würde das nicht können aus dem einfachen Grunde, weil es mir umständehalber nicht gegeben ist, meinen Wohnort für drei Jahre mit einem spanischen Dorfe auszutauschen. So werde ich leider Gottes, wie gut mir auch die Veränderung meines Namens gelingt, doch nur ein Halber bleiben müssen. Aber es ist doch auch schön, sein Lebtage lang verkannt zu bleiben. Hat man nicht schon, frage ich mich, hundert Verkannten hundert Jahre nach ihrem Ableben prächtige Denkmäler errichtet, welche die Fremden aus aller Welt bewundern, wenn sie durch die Stadt fahren!

Tennisbälle, auch rationiert!

Ich soll mich umstellen. Als ob dies das Einfachste der Welt wäre. Zumutung. So schnell geht das nicht, auch wenn ich mir Mühe gebe. Aber die Hetze mit der Fleischnotrationsreservebeschaffung, der Schreck, den mir die Zeitungspamphlete einjagten, dann das lange Schlange stehen vor den Metzgereien — dies alles steckt mir noch in den Knochen.

Schon stehe ich wieder an, diesmal an der Kirchenfeldstrasse 70. Tennismeisterschaften. Nach den Bernischen jetzt sogar die Schweizerischen. Tolle Sache, Spitzenspieler, ganz gross! Die elegante Welt drängt sich zur Kasse. Die Bezugskarten für Tribünenplätze werden ausgehändigt und hinaus geht's an die strahlende Sonne. Wenn sie weint, hat man's nicht gern, doch momentan lächelt sie etwas zu holdselig.

Was zwar die Spieler nicht hindert. Trotzdem spielen sie. Anbauschlacht ist es nicht und wird deshalb intensiv betrieben. Momentan spielen zwei kleine Mädchen Fangball. Ein Mann, auf einer Froschleiter sitzend, macht Zwischenbemerkungen in einem gänzlich fremden Idiom. Dazu schreibt er. Ich finde es viel interessanter, dem Spiele zuzusehen. Uebrigens habe ich mich geirrt: Es sind mädchengekleidete Frauen. Kürze, Würze. Auch beim Restchen, das die Textilknappheit offenbar an Jupe noch zulässt. Es behindert nicht. Auch unsern Blick nicht. Unerkklärlicherweise sind aber auf dieser Tribüne meistens Frauen. Die Männer ergötzen sich an den Männern, d. h. an ihrem Spiel.

Man merkt, dass die Tennisbälle rationiert sind. Es wird unerbittlich und hart um jeden Ball gekämpft. Und geschwitzt. Maneff spielt mit ganzem Einsatz, nicht nur das Hemd, auch die Hose ist durchtränkt vom holden Nass. Pfaff schüttelt bloss den Kopf, dass die Perlen fliegen (die

Geste erinnert mich an die Eisbären!) und wechselt wieder mal seine zerfetzten Espadrilles. Steiner hat sich etwas undefinierbares vor die Stirne gebunden und versucht, dennoch zu gewinnen. Charlie Aeschlimann trägt zur Erheiterung des Publikums bei, nur Jost Spitzer hat dafür kein Lächeln übrig. Dubler bewährt sich als Gummiband. Sogar die beiden Brüder Billeter sind ausnahmsweise mal gleicher Meinung.

Der Lautsprecher gemahnt die Zuseher zu absoluter Ruhe. Dies benützt mein jovialer Vordermann, um seinem übelhörigen Nachbar begreiflich zu machen, wie beim Tennisspiel gezählt wird. Erfolgleses Unterfangen. Die Anstrengung hat aber die Poren angeregt. Das Taschentuch trocknet. Bei diesen Beiden scheint die Fettrationierung ihre Spuren noch nicht hinterlassen zu haben. Bei den Spielern schon eher. Kein Gramm zu viel. Alles Knochen, in Leder gebunden. Nirgends Anzeichen von sich wölbender Bürgerlichkeit. Mein Vordermann scheint schon mehr ein Auge zu haben auf die Platinierte neben ihm. Allerhand! Sonnenbekleidete Beine hat sie. Surrogat für Seidenstrümpfe. Alles Ersatz. Den bekorkten Schuh hat sie anscheinend irgendwo angestossen, vorne ist kein Leder mehr und eine blutigrote Zehe leuchtet hervor. Wie? Mode soll das sein? Ich danke schön. Vorn im Gesicht hat sie übrigens ein Schlusslicht von betörender Leuchtkraft. Den Niederschlag sieht man an der Zigarette, die sie lässig in der Hand hält. Doch jetzt fängt sie frenetisch an zu klatschen — das Match ist vorüber, von dem ich Ihnen in der „Berne Woche“ berichten sollte.

Seien Sie mir nicht böse. Ich freue mich eben an allem, was noch nicht rationiert ist. Tennisbälle sind aber rationiert!

v. Kien